

ROSE DANIEL

WARDA

DIE DORNEN DER ROSE

Roman

„Zwischen Liebe und Hass lebt die Hoffnung.“

Copyright © 2025 by



RoseRed Verlag
Breite Str. 49
50170 Kerpen
Web: www.rosered-verlag.de
E-Mail: info@rosered-verlag.de

Originalausgabe
1. Auflage, August 2025

Text: Rose Daniel
Lektorat: Svetlana Kramer
Korrektorat: Lisa Reim-Benke
Layout, Satz: Sabine Albrecht
Umschlag, Illustration: Ani Kostandyan

ISBN 978-3-910729-24-7

Alle Rechte vorbehalten.

TRIGGERWARNUNG

Die folgende Geschichte enthält Szenen mit körperlicher sowie seelischer Gewalt. Außerdem werden explizit Rassismus und Fremdenfeindlichkeit thematisiert. Leserinnen und Leser, die solchen Themen gegenüber empfindlich sind, mögen dies bitte zur Kenntnis nehmen. Alle Personen und Ereignisse aus diesem Buch sind frei erfunden. Für die bessere Lesbarkeit wird auf das Gendern häufig verzichtet.

FÜR ALLE, DIE AN DAS GUTE IM MENSCHEN GLAUBEN,
OBWOHL ES SO VIEL GRAUSAMKEIT AUF DER WELT GIBT.



S
C
H
I
C
K
S
A
L



Im Angesicht des Todes

Der Schmerz ist so dumpf, dass sie nicht zuordnen kann, von welchem Körperteil er ausgeht. Vermutlich liegt es daran, dass ihre Nervenzellen bei dem Sturz in Mitleidenschaft gezogen wurden. Das Lachen der Menschen wie auch das Gekicher der Kinder sind jedenfalls verstummt.

Sie wollte eigentlich sofort wieder die Augen öffnen, um zu sehen, was da gerade um sie herum geschehen ist, aber das kann sie nicht, denn unzählige Splitter haben sich in ihr Gesicht gebohrt. Das Blut fließt warm ihren Hals hinunter. Sie riecht den Gestank von verbranntem Fleisch. Wäre sie jetzt bei klarem Verstand, würde sie vermutlich vor Panik aufschreien. Aber sie ist nicht in der Lage zu begreifen, was gerade mit ihr geschehen ist oder woher die Flüssigkeit kam, die ihr Kleid durchtränkt hat. Doch eins begreift sie schon: Etwas ist mächtig schiefgelaufen.

Das Denken fällt ihr zunehmend schwerer, also richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf die Sirenen, die hoffnungsvoll aus

der Ferne erklingen, anstatt – wie sonst auch – an die Zukunft zu denken, die im Augenblick unendlich fern erscheint.

Regungslos liegt sie da, nicht imstande, irgendeines ihrer Glieder zu bewegen. Vielleicht ist es besser so, denn sie wird mit Sicherheit nicht ertasten wollen, in welchem Zustand ihr Körper sich gerade befindet.

Als der Notarzt endlich eintrifft und das Sirenen-Geheule verstummt, kehrt eine Art Erleichterung in ihr ein. Bald wird man sie entdecken und in Sicherheit bringen. Vor was, das weiß sie im Moment nicht genau, sie versteht nur, dass ihr Schicksal einen unheilvollen Lauf genommen hat.

Nur noch ein bisschen durchhalten, dann wird alles wieder gut, tröstet sie sich. So war es bisher immer. So muss es sein. Am Ende siegt das Gute. Ein ungeschriebenes Gesetz.

Doch ihr Herz, in dem so viel Liebe, so viel Wärme und so viel Hoffnung stecken, hört auf zu schlagen, noch bevor sie begreift, dass es für sie keine Rettung mehr geben wird.

Glück ist das Einzige, das sich verdoppelt, wenn man es teilt – so heißt es zumindest. Wenn dem tatsächlich so ist, dann herrscht heute vermutlich eine regelrechte Glückswelle. Denn es ist einer dieser herrlichen Sommertage, an denen man seine Sorgen mit gutem Gewissen wegsperren und sich den schönen Dingen des Lebens hingeben kann. Ein Tag, der selbst bei Pessimisten ein Fünkchen Hoffnung auferstehen lässt.

Die akkurat gepflanzten Birken werfen ihre Schatten auf die asphaltierte Straße. Cherins kastanienbraune Haare flattern im Wind wild umher, während sie mit einem Lächeln auf den Lippen und den Kopfhörern in den Ohren die kerzengerade Allee entlangradelt.

Der heutige Tag ist für sie etwas ganz Besonderes, obwohl Optimismus ohnehin zu ihrem Naturell gehört. Eigentlich kennt Cherin keine schlechten Tage, denn sie besitzt die Gabe, in allem etwas Gutes zu sehen.

Wie üblich trägt sie eines der farbenfrohen Sommerkleider, die zuhauf in ihrem Kleiderschrank hängen. Dieses in zitronengelb ist knielang, mit Rüschen an den Ärmeln und vielen Gänseblümchen am Saum. Dazu hat sie flache Sandalen kombiniert, weil sie sich eigentlich schon am Morgen bewusst war, dass sie den ganzen Tag auf den Beinen sein würde.

Da selbst im Juni oft noch eine frische Brise aufzieht, hat sie sich ein dünnes Strickjäckchen um die Hüfte gebunden. Als bekennende Frostbeule geht sie immer auf Nummer sicher, wenn sie das Haus verlässt. Vorsicht ist besser als Nachsicht, dies ist eine der vielen Devisen, die sie sich zu Herzen nimmt.

Ihr Lächeln wird immer breiter, und ein leises Lachen gesellt sich dazu, was aber weniger mit dem zu tun hat, was in ihr Ohr gesprochen wird, als vielmehr an der Person, die diese Worte ausspricht.

„Komm schon! Sag, was es für eine Überraschung ist!“ Sie stöhnt und rollt mit den Augen. „Jetzt mach doch nich’ so ein Geheimnis draus!“

Wieder lauscht sie den Worten auf der anderen Seite und kann ihr Lächeln kaum verbergen.

Auf den Straßen Kölns ist heute so gut wie nichts los. Die Geschäfte sind, wie für Sonntage üblich, geschlossen und so fährt sie mit ihrem Fahrrad im Turbogang auf der Hauptspur entlang. An einer schmalen Gasse biegt sie schließlich ab.

„Na gut, dann werde ich mich wohl oder übel bis heute Abend gedulden müssen“, nörgelt sie halb ernst, halb amüsiert.

An einer freien Ecke hält sie an, steigt von ihrem Fahrrad und befestigt es mit einem Schloss an der erstbesten Säule.

„Ich liebe dich auch!“, sagt sie nun auf Arabisch und verleiht ihrer Stimme ganz bewusst einen sanfteren Klang. Zum Abschied haucht sie einen Kuss-Laut in den Hörer, drückt auf eine Taste auf ihrem Handy, das sie aus der Hosentasche herauskramt, und zieht die Kopfhörer aus den Ohren.

Mit einem Seufzer bindet sie sich ihre lange Mähne zu einem Knoten. Dann löst sie das Strickjäckchen von ihrer Hüfte und streift es sich über, um ihre nackten Schultern zu bedecken.

Nachdem sie einen kurzen Blick in den Fahrradspiegel geworfen hat, streicht sie die abstehenden Haarsträhnen noch einmal glatt, nimmt aus dem Fahrradkorb einen kleinen Pappkarton heraus und geht geradewegs auf eine weiße Moschee in der Nähe zu, die aus einer gewissen Entfernung fast so prächtig erscheint wie der Kölner Dom.



Vor der Moschee reihen sich ellenlang Bierbänke neben entsprechenden Tischen, an denen eine große Zahl von Menschen Platz genommen hat. Unter den überwiegend muslimischen

Besuchern, die vor allem an ihrem südländischen Äußeren zu erkennen sind, befinden sich aber auch viele westliche Nationalitäten. Die meisten von ihnen unterhalten sich bei bester Laune mit ihren Sitznachbarinnen und Sitznachbarn.

Auf den Tischen sind verschiedene arabische Spezialitäten platziert sowie eine große Anzahl an Papptellern und Plastikbechern. Junge Volontärinnen und Volontäre gehen, mit Tablett ausgestattet, durch die Reihen, verteilen ihre selbstgebackenen Süßigkeiten an die Gäste und wünschen ihnen einen frohen Ramadan.

Unter ihnen ist auch Cherin, die gerade einem deutschen Paar lächelnd ihre Baklavas hinhält.

„Schön, dass Sie gekommen sind!“

Der Mann nimmt zwei Gebäckstücke vom Tablett und überreicht eins seiner Frau.

„Wir freuen uns, an Ihrem Zuckerfest teilnehmen zu dürfen.“ Er steckt sich das Gebäck mit einem Happen in den Mund.

Cherin wünscht dem Paar noch schnell ein frohes Fest, dreht sich dann zur anderen Seite und hält das Tablett einer fünfköpfigen marokkanischen Familie hin. Sie selbst ist auch Marokkanerin und in etwa einer halben Stunde – sofern sie denn mal pünktlich sind – wird sich auch ihre Familie dazugesellen.

Zwar ist Cherin nicht sonderlich religiös erzogen worden, sie hat beispielsweise selbst nie ein Kopftuch getragen und besuchte nur selten die Moschee, dennoch hatte sie sich für die heutige Feierlichkeit als Unterstützung angeboten. Sie liebt solche Veranstaltungen, zu denen verschiedene Kulturen zusammenkommen, um ihre Traditionen miteinander zu feiern. Nur wenn die Menschen offen miteinander umgehen und andere Kulturen kennenlernen, können sie friedlich miteinander leben. Davon ist sie fest überzeugt.

Mit einem fast leeren Tablett macht sie sich auf den Weg zur improvisierten Servicetheke, auf der die mitgebrachten Speisen und Getränke zur Ausgabe aufgestellt sind.

Ein kleiner Junge kommt ihr auf halbem Weg entgegengerannt. Sie greift nach der letzten Baklava und überreicht sie ihm freudestrahlend.

Als sie wieder aufblickt, fällt ihr eine hübsche junge Frau, nur wenige Meter entfernt, ins Auge. Sie trägt ein weißes Sommerkleid, das sich locker an ihren zierlichen Körper schmiegt. Der Kinderwagen, den sie mit beiden Händen festhält, ist in einem hellen Beige und passt perfekt zu ihrem engelhaften Erscheinungsbild. Die Unbekannte entspricht beinahe Cherins Größe und hat ebenfalls dunkles Haar, das ihr glatt über die Schultern fällt. Ein außenstehender Betrachter würde die beiden Frauen wahrscheinlich für Schwestern halten, so sehr ähneln sie sich auf den ersten Blick. Auf den zweiten erkennt man jedoch sicherlich deutliche Unterschiede, denn die Fremde wirkt durch ihre hellere Haut eher so, als ob sie aus Europa abstammen würde.

Cherin schaut sie fasziniert an. Die Augen der Unbekannten haben unterschiedliche Farben: das rechte hellblau, das linke dunkelbraun. Die auffällige Iris-Heterochromie verleiht ihnen sonst kindlichen Gesichtszügen etwas Sonderbares.

Sie sieht aus wie eine Schwanenprinzessin, geht es Cherin durch den Kopf.

„Frohen Ramadan!“, wünscht sie der Fremden, als sie sich einander nähern. Doch die starrt sie nur ausdruckslos an. Schließlich nickt sie, ohne Cherins Lächeln zu erwidern, und blickt sich um.

„Suchen Sie jemanden?“

Die Fremde schaut wieder zu ihr, schüttelt dann schweigend den Kopf.

Neugierig, wie Cherin ist, versucht sie, einen Blick in den Kinderwagen zu erhaschen. Zu ihrem Bedauern ist er mit

einem Tuch abgedeckt, sodass man das darin liegende Baby nicht sehen kann. So still, wie es ist, muss es gerade tief schlafen. Zu gerne hätte sie gewusst, ob das Kind die Gene der Mutter geerbt hat.

Die Unbekannte bemerkt Cherins Blick. Bevor diese noch etwas sagen kann, wendet sich die Frau rasch von ihr ab und geht mit eiligen Schritten davon, ohne sich zu verabschieden.

Irritiert über das abweisende Verhalten hebt Cherin ihre Brauen, zuckt dann aber mit den Schultern. *Schönheit macht einen noch lange nicht sympathisch*, denkt sie sich und will selbst schon wieder weiter, als ihr Blick auf etwas Schimmerndes auf dem Boden fällt. Sie beugt sich hinunter und erkennt, dass es sich um ein ziemlich kleines Armband aus weißen Perlen handelt. In der Mitte ist der goldene Buchstabe E eingereiht. Es sieht aus wie ein typisches Armband, das man Babys oder Kleinkindern schenkt. Die Fremde mit dem Kinderwagen muss es verloren haben.

Cherin hebt es auf, blickt sich um, kann sie aber nirgends mehr in der Menschenmasse entdecken. Um es nicht zu verlieren, streift sie es sich um das Handgelenk. Zwar ist das Armband sicherlich kaum etwas wert, da weder die Perlen noch das Gold echt wirken, aber vielleicht hat es einen persönlichen Wert für die junge Frau. Sympathisch oder nicht, Cherin möchte es ihr zurückgeben. Sobald das Tablett abgestellt ist, wird sie eine Runde drehen, um die Besitzerin zu suchen.

Ohne den Verlust des Armbands zu bemerken, marschiert die Fremde geradewegs auf zwei nahe gelegene Hochhäuser zu, die sich direkt an das Festgelände angliedern. Die junge Frau hat jetzt ganz andere Dinge im Kopf, viel wichtigere Dinge.

Mit wachsamem Blick mustert sie die Umgebung, nimmt jeden Laut und jede Bewegung wahr. Doch die Besucher sind so in ihre Gespräche vertieft, dass keiner sie und ihren

Kinderwagen sonderlich bemerkt. Aufzufallen ist nämlich das Letzte, das sie jetzt möchte. Alles verläuft nach Plan.

Eilig schiebt sie den Kinderwagen genau in die Ecke zwischen den beiden Gebäuden, atmet einmal tief ein und aus, dann löst sie ihre Hände vom Griff. Einen Kontrollblick über die Schulter verkneift sie sich. Jetzt ist es sowieso zu spät, um es sich anders zu überlegen. Sie hat schon lange genug überlegt, viel zu lange. Sie muss hier schleunigst weg.

Mit gesenktem Kopf, um jeglichen Augenkontakt mit den sie umgebenden Leuten zu vermeiden, schiebt sie sich durch die gut gelaunte Menschenmenge. Dabei entgeht sie nicht dem musternden Blick des Mannes, an dem sie gerade vorbeieilt. Er ist kräftig gebaut, hat dunkle Haut und noch dunklere Augen, die sich unter dichten schwarzen Brauen verbergen. Erschrocken bemerkt sie seine stechenden Augen. Ist er etwa einer von der Security? Hier sollte es doch keine geben!

Schnell huscht sie vorbei und ist auch schon einige Meter von ihm entfernt, als er ihr plötzlich hinterhereilt. Sie hört seine Schritte und erhöht ihr Tempo, versucht jedoch nicht, allzu eilig zu wirken.

Als er sie fast eingeholt hat, packt er sie an der Schulter. Erschrocken bleibt sie stehen, dabei wollte sie eigentlich möglichst schnell weg. Weit weg von hier. Aber wenn sie jetzt flieht, weiß er Bescheid. Also dreht sie sich langsam zu ihm um, während sie versucht, ihre schnelle Atmung zu beruhigen.

Ihr Blick scannt ihn von oben bis unten. Der Kerl ist einen ganzen Kopf größer als sie und seine breite Statur verleiht ihm unverkennbar das Äußere eines Türstehers. Nur seine Kleidung wirkt leger.

Einen Augenblick lang betrachten die beiden einander schweigend, bis seine dunkle Stimme endlich die Stille durchbricht.

„Ich kenn dich doch!“

Vier einfache Worte, die in ihrer Magengrube ein ungutes Gefühl auslösen. Am liebsten möchte sie sich jetzt umdrehen und davonlaufen. Egal wohin, nur weg von ihm. Aber sie darf nicht auffallen. Sie muss sich jetzt absolut natürlich geben, damit er keinen Verdacht schöpft. Oder hat er sie schon längst entlarvt?

Wut steigt in ihr auf. So oft hat sie den heutigen Tag durchdacht. Hat genau verinnerlicht, was wann zu tun ist. Doch, wie immer, kommt etwas Unerwartetes dazwischen, und auf diese Situation ist sie nicht vorbereitet. Wie auch? Ihr wurde versichert, dass es hier keine Sicherheitsleute geben würde. Wieso hat sie es nicht besser gewusst?

Mit starrem Blick schaut sie ihn weiterhin an, während ihre Gedanken rasen.

Wer bist du? Woher kennst du mich?

Ihre Nervosität ist ihr sicherlich anzumerken, obwohl sie versucht, sie hinter einer ausdruckslosen Fassade zu verbergen. Soll sie etwas sagen?

Er kommt ihr zuvor. „Du bist Agnesa, nicht?“

Sie schluckt schwer. Er kennt ihren Namen. Müsste sie ihn dann nicht auch kennen? Doch sein rundliches Gesicht mit den glühenden Wangen löst keinerlei Erinnerung in ihr aus.

Plötzlich zeichnet sich ein Lächeln auf den Lippen des jungen Arabers ab. Das irritiert sie erst. Aus irgendeinem Grund beruhigt sie sein Lächeln aber ein wenig, und sie kann ihre Angststarre wieder verlassen. Soll sie jede Bekanntschaft abstreiten? Aber falls er sie tatsächlich kennt, wird sie das vor allen als Lügnerin entlarven.

Wortlos nickt sie ihm zu. Sie glaubt, es ist besser, jetzt so wenig wie möglich zu sprechen.

„Ich saß fünf Jahre lang neben dir im Gymnasium“, löst er endlich das Rätsel um seine Person.

Gymnasium? Sie setzt ein Lächeln auf, obwohl sie ihn noch immer nicht zuordnen kann. Er merkt es offensichtlich.

„Ich bin's, der Nouri.“

Sie überlegt kurz, dann macht es endlich Klick in ihrem leergefegten Kopf.

„Ach, Nouri.“ Sie spricht seinen Namen so leise aus, dass er sie gerade so versteht.

Jetzt, wo die Erleichterung darüber eintritt, dass er nicht zu der Security gehört, erinnert sie sich augenblicklich daran, weshalb sie eigentlich hier ist. Und ihr wird außerdem klar, was als Nächstes kommen wird.

Jetzt ist keine Zeit für ein Pläuschchen. Die Lage ist bitterernst. Doch das darf sie ihm auf keinen Fall zeigen.

„Was machst du hier?“ Er lächelt noch immer.

„Ich, ähm ...“ Sie legt eine kurze Pause ein, um nach einer passenden Antwort zu suchen. Es will ihr aber beim besten Willen keine Ausrede einfallen. „Ich wollte nur mal kurz vorbeischaun“, antwortet sie schließlich und hofft, es dabei belassen zu können.

„Toll!“ Nouri wirkt sichtlich erfreut.

Aghesa erinnert sich daran, wie er sie als Fünfzehnjähriger einmal gefragt hatte, ob sie mit ihm ausgehen würde. Das müsste nun etwa zehn Jahre her sein. Er hat sich stark verändert. Über zwanzig Kilo muss er zugenommen haben, und seine so weichen Gesichtszüge verstecken sich heute irgendwo hinter dem Vollbart.

In dem Moment wird sie sich dessen bewusst, dass sie gerade kostbare Zeit damit verschwendet, über einen alten Klassenkameraden nachzudenken, der in ihrem jetzigen Leben keine Rolle mehr spielt. Zeit, die sie nicht hat.

„Toll!“, wiederholt er. Dieses Wort hat er auch damals ständig benutzt. Für Nouri war alles immer „toll“. Toll oder wunderbar. Obwohl er immer ein kräftiges Äußeres besaß, war er

dennoch ein herzensguter Mensch, weshalb sie auch damals seiner Bitte nachgegeben hatte und mit ihm ins Kino gegangen war. Es war das erste und letzte Mal. Doch das hatte nur ihre bestehende Meinung über ihn als den lieben Kerl bestätigt, für den sie ihn hielt.

Und jetzt steht er nach zehn Jahren vor ihr und löst ein Gefühl in ihr aus, das sie schon seit Langem verloren hat: Zweifel.

Unruhig schwankt sie von einem Bein aufs andere. Nach kurzem Zögern sagt sie endlich: „Ich muss leider los.“

Nouri betrachtet sie leicht skeptisch. „Die Feier hat doch gerade erst angefangen.“

Agnesa versteht, dass sie sofort eine Begründung braucht, aber ihr kommt spontan wieder nichts in den Sinn, und die Wahrheit kann sie ihm natürlich nicht sagen.

„Mir ist was dazwischengekommen“, sagt sie stattdessen und hofft inständig, dass sie es dabei belassen kann.

Sein Lächeln verschwindet. „Ach, komm schon, nur zehn Minuten, wegen der alten Zeiten.“

Agnesa sagt nichts darauf, atmet nur im schnellen Rhythmus ihres Herzschlags.

„Ich will dich meiner Familie vorstellen“, übernimmt er wieder das Wort. Dabei deutet er mit dem ausgestreckten Arm zu einer der hinteren Tischreihen, wo eine junge Frau und zwei Kinder sitzen. Das kleine Mädchen bemerkt ihn, tippt ihre Mutter an, deutet dann auf Nouri und beide winken ihm zu.

Agnesas Gesichtsmuskeln verkrampfen sich augenblicklich.

So ein Mist! Panik breitet sich wie eine riesige Stichflamme in ihr aus. Nouris Familie sitzt nur wenige Meter von dem Kinderwagen entfernt, den sie dort vor einigen Minuten abgestellt hat.

Zur gleichen Zeit steht in etwa 500 Metern Entfernung ein schwarzer Volvo auf der anderen Straßenseite unauffällig unter einer Eiche. Durch die Schatten, die die vielen Blätter

und Zweige werfen, kann man von außen nicht erkennen, was im Innenraum des Fahrzeugs passiert. Doch plötzlich kann man eine Bewegung ausmachen, und eine menschliche Silhouette wird schwach sichtbar.

Der junge Mann auf dem Fahrersitz sieht, trotz seiner achtundzwanzig Jahre, um einiges reifer als sein tatsächliches Alter aus, was seinen markanten Gesichtszügen geschuldet ist. Das dunkelblonde Haar hat er akkurat zu einem Scheitel gekämmt, ein silberner Ohrring hängt an seinem rechten Ohrfläppchen. Er schaut durch das Beifahrerfenster in Richtung Moschee. Sein Blick ist finster. Dennoch lässt seine schnelle Atmung eine gewisse Nervosität erkennen.

Er starrt schon seit einer gefühlten Ewigkeit aus dem Fenster. Die Frau in Weiß hat er dabei immer fest im Blick.

„Jetzt komm schon endlich!“, beschwört er sie, als könnten seine Worte sie erreichen, wenn er sie nur laut genug ausspricht.

Sein Blick schweift zu der Uhr über dem Radio. Es ist kurz vor eins. Viel zu spät!

Unruhig klopft er mit den Fingern auf das Lenkrad. Er muss handeln! Irgendetwas tun, um sie da wegzukriegen. Aber das wäre gegen den Plan! Er darf sich nicht einmischen. Das könnte alles ruinieren.

„Na los, was stehst du da noch rum? Komm jetzt endlich!“, zischt er in die Leere und zieht dabei die Brauen noch strenger zusammen. Nein, er kann nicht mehr länger warten! Er darf es nicht. Scheiß auf den Plan!

Er löst seinen Gurt und greift nach der Türklinke. Da bemerkt er plötzlich, dass seine Zielperson weitergeht. Sie schlägt seine Richtung ein.

Endlich! Er lässt den Motor an und ist bereit, jeden Augenblick loszufahren.

Nouri marschiert geradewegs auf seine Familie zu, die ihn aus der Ferne freudig anlächelt. Die Begegnung mit Agnesa gerade eben empfand er als seltsam. Zwar sind sie noch nie beste Freunde gewesen, aber er hatte auch ihrerseits etwas mehr Freude erwartet. Immerhin verbindet sie die ganze Schulzeit. Irgendetwas ist mit ihr los. Sie hat nervös gewirkt, fast schon ängstlich. Womöglich eine private Angelegenheit. Schade eigentlich, er würde gerne noch ein wenig mit ihr über die alten Zeiten plaudern. Andererseits ist es vielleicht besser so, sie seiner Frau nicht vorzustellen. Die ist ohnehin eifersüchtiger Natur, und an Agnesas Schönheit hat sich nach all den Jahren nichts verändert. Keine einzige Falte um ihre einzigartigen Augen. Das Einzige, das sich in ihrem Blick geändert hat, ist die Unbeschwertheit von damals, die nicht mehr gegeben zu sein scheint.

Egal, Vergangenheit soll man Vergangenheit sein lassen. Seine Gegenwart sitzt zehn Meter vor ihm und strahlt ihn an, wie nur eine liebende Frau strahlen kann. Er lächelt zurück.

„Nouri!“, erklingt unerwartet Agnesas Stimme hinter ihm. Hat sie es sich etwa anders überlegt?

Er bleibt stehen, während sie mit schnellen Schritten auf ihn zueilt.

„Geh nicht zu ihnen!“, ruft sie aus der Ferne.

Irritiert runzelt er die Stirn.

„Warum nicht?“, schafft er es noch zu fragen. Doch die Antwort, die er darauf erhält, kommt nicht von ihr. Denn genau in diesem Augenblick explodiert der verwaiste Kinderwagen hinter ihm mit einem unerträglich lauten Knall.

Ein Knall, der noch in allen umliegenden Straßen die Fensterscheiben zum Vibrieren bringt und den bisher noch vorherrschenden Frieden aus dem Nichts heraus zerreißt.

Durch die Wucht der Detonationswelle werden die Menschen direkt vor Agnesas Augen von ihren Plätzen geschleudert. Einzelteile des Kinderwagens fliegen zusammen mit anderen Gegenständen, die zuvor noch auf den Tischen standen, wie Taschen und deren Inhalte, durch die Luft.

Keine Zeit mehr, um sich die Frage zu stellen, was um Himmels willen da plötzlich geschieht.

Keine Zeit mehr, um seine Kinder beschützend in die Arme zu nehmen.

Keine Zeit mehr für ein „Ich liebe dich“.

Keine Zeit für ein „Lebewohl“.

Nicht einmal Zeit für einen Schrei des Entsetzens.

Doch wie in Zeitlupe betrachtet Agnesa, mit aufgerissenen Augen, was gerade innerhalb weniger Sekunden vor ihr geschieht.

Nouris verzerrtes Gesicht, halb verständnislos, halb panisch. Das spritzende Blut von Kindern und Alten, wie aus einer Rasensprenganlage hinter ihm.

Was hast du getan?, ist der letzte Gedanke, den sie hat, bis sich ihre eigenen Füße vom Boden lösen und sie mit heftiger Wucht gegen eine Steinwand prallt.

Kurz vor der Bewusstlosigkeit liegt sie da, nicht mehr imstande zu denken und zu fühlen, bis auch sie der Qualm wie eine Walze erreicht und mit allen anderen um sie herum in sich vergräbt.



Der Schmerz danach

Der Geräuschpegel im Sankt Barbara Hospital ist ohrenbetäubend. Geschrei vermischt sich mit lauten Stimmen in den unterschiedlichsten Sprachen, gepaart mit dem quietschenden Klang der Räder von den Krankenbetten, die im rasenden Tempo durch die Gänge geschoben werden. In regelmäßigen Abständen ertönen die Sirenen der Rettungswagen hinter den Glastüren der Eingangshalle und teilen mit, dass eine neue Lieferung an Patientinnen und Patienten eingetroffen ist, deren Leben am seidenen Faden hängt.

Ärzte und Krankenschwestern eilen in ihren weißen Kitteln, teils mit Blutspritzern befleckt, quer durch die Notaufnahme. Das Entsetzen über den Zustand der meisten Opfer ist ihnen in die Gesichter geschrieben. Es herrscht absoluter Ausnahmezustand.

Das nahe liegende Wartezimmer quillt förmlich vor Menschen über. Dabei ist es nur für maximal fünfzehn Personen

ausgelegt. Jetzt hält sich mindestens die dreifache Menge darin auf. Hauptsächlich sind es die Angehörigen, die weinend und schluchzend alle Sitzplätze eingenommen haben und bis in den Gang hinein stehen.

Alle mit dem gleichen Gedanken, der ihnen im Kopf herumschwirrt: *Bitte, lieber Gott, lass sie noch am Leben sein.*

Jedes Mal, wenn eine Ärztin oder ein Arzt das Wartezimmer betritt, um die Angehörigen der Opfer über den Zustand des jeweiligen Patienten zu informieren, zucken die Wartenden aus Angst zusammen, eine tragische Nachricht zu erhalten, oder verspüren einen neuen Hoffnungsschimmer, dass es das Schicksal vielleicht doch gut mit ihnen meint.

Latifa Al-Bari, eine zierliche Frau Ende vierzig, die ihre kastanienbraunen Haare zu einem lockeren Dutt hochgebunden hat, sitzt zusammengekauert auf einem der Stühle und wischt sich anscheinend zum hundertsten Mal mit einem bereits durchtränkten Taschentuch über die Wangen. Ihr schmerzerfülltes Gesicht ist schon von kleinen Fältchen gezeichnet, die den alltäglichen Sorgen einer fürsorglichen Mutter geschuldet sind. Ihr drei Jahre älterer Mann Rashid steht direkt neben ihr, die Hand auf die Schulter seiner Frau gelegt, um ihr durch seine Berührung Trost zu spenden. Mit seinen üppigen Rundungen stellt er optisch das komplette Gegenteil von Latifa dar. Gerne würde er sie in die Arme schließen, nicht zuletzt, weil er selbst etwas Trost vertragen könnte. Aber er will sie mit seinen Gefühlen nicht weiter verunsichern, denn er weiß, wie ernst die Lage ist. Die beiden sind erst vor Kurzem hier eingetroffen. Gleich nachdem sie der Anruf mit der Hiobsbotschaft erreicht hat.

Alle Augenpaare richten sich auf den jungen Mann, der das Wartezimmer betritt und sich umblickt. Kein Arzt mit neuer Botschaft, aber auch er trägt Arbeitskleidung: eine blaue Uniform.

Hochgewachsen und breitschultrig erfüllt er das Idealbild eines Polizisten. Seine kinnlangen schwarzen Haare und die natürlich gebräunte Haut verraten seinen südländischen Ursprung. Die glasigen dunkelbraunen Augen stehen im Kontrast zu seinem sonst strengen Äußeren.

Als sein Blick den von Rashid Al-Bari trifft, nickt er ihm zu. Er versteht sofort, streicht seiner Frau über die Schulter und teilt ihr auf Arabisch mit, jetzt aufzustehen.

Kaum haben die beiden das Wartezimmer verlassen, fällt Latifa ihrem Sohn um den Hals und presst ihr verweintes Gesicht auf seine Brust.

„Warum? Warum?“, wiederholt sie schluchzend.

Tamer Al-Bari antwortet ihr nicht. Er sucht offenbar selbst nach einer Antwort auf diese Frage.

Der junge Mann gibt seiner Mutter kurz die Chance, sich in seinen Armen zu beruhigen. „Die Ärztin wartet auf uns“, sagt er schließlich.

Schweigend folgen ihm seine Eltern durch den schmalen, fast endlos erscheinenden Gang, begleitet von der immer weiterwachsenden Furcht, was sie am Ziel vielleicht erwarten könnte.

Vor der Intensivstation bleiben sie stehen. Dr. Shiva wartet bereits vor der Tür auf sie. Sie nickt der Familie mitfühlend zu. Latifa benötigt einen Moment, bis sie den Mut fasst hineinzugehen. Rashid greift nach ihrer Hand und betritt nach seinem Sohn das Zimmer.

Nur einige Meter von der Türschwelle entfernt bleiben sie wieder stehen. Alle Augenpaare schauen zum Bett in der Mitte des kleinen Einzelzimmers.

Die junge Frau, die dort regungslos liegt, ist mit dem Gesicht leicht zum Fenster gewandt. Ihr dunkles Haar liegt über der weißen Decke, die ihren Körper umhüllt. Ein Verband bedeckt ihre Stirn.

Latifa streicht sich erneut mit dem zerknüllten Taschentuch über die geröteten Augen. Ihr Mann ist bemüht, seine eigenen Tränen zurückzuhalten. Nur der junge Polizist blickt völlig starr auf das Krankenbett, ganz so als stünde er noch unter Schock.

Mit vorsichtigen Schritten nähern sich er und sein Vater schließlich dem Bett. Latifa beobachtet sie mit klopfendem Herzen aus der Distanz. Sie traut sich nicht näher heran, vermutlich aus Sorge vor dem, was sie sehen wird.

Der Atem der jungen Patientin ist so gleichmäßig, als würde sie in einem friedlichen Tiefschlaf liegen. Würde sich ihr Brustkorb unter der Decke nicht auf und ab heben, könnte man meinen, sie atme nicht. An ihrem schon leicht bläulich verfärbten Arm sind Schläuche angeschlossen.

Dr. Shiva gibt der Familie einen Moment, um sich die Frau genauer anzusehen. Als keinerlei Reaktion folgt, fragt sie noch mal nach: „Ist sie das?“

Ein langes bedrückendes Schweigen ist die Antwort. Schließlich schüttelt Tamer kaum merklich den Kopf.

Latifa schluchzt laut auf und tritt automatisch einen Schritt zurück. Rashid steht bewegungslos da, doch sein Körper zittert.

„Lassen Sie uns bitte nach draußen gehen“, führt Dr. Shiva fort. „Die Patientin benötigt jetzt viel Ruhe.“

Rashid dreht sich langsam um und geht auf seine Frau zu. Er muss jetzt stark sein – für sie. Er nimmt Latifa in den Arm und führt sie hinter Dr. Shiva hinaus.

Der Polizist verharrt noch immer an der gleichen Stelle, den Blick nicht von der jungen Frau abgewandt. Dann geht er einige Schritte auf sie zu, um sie näher zu betrachten.

Mit kalkbleichem Gesicht liegt sie regungslos da und wirkt fast wie ein Geist, der weder den Lebenden noch den Toten angehört.

Dr. Shiva führt die Al-Baris in eine ruhige Ecke, da die Nachricht, die sie ihnen jetzt mitteilen muss, die Familie erschüttern wird. Rashid erkennt auch schon anhand des wehleidigen Blicks der Ärztin, was gleich folgen wird. Ohne seinen eigenen Gefühlen Raum zu geben, drückt er seine Frau noch fester an sich.

Als sein Sohn sich zu ihnen stellt, holt die Ärztin tief Luft. Man sieht ihr an, dass sie diese Nachricht heute schon oft überbracht hat, es ihr aber dadurch nicht leichter fällt, sie zu wiederholen.

Der junge Al-Bari stellt sich daraufhin auf die andere Seite seiner Mutter und greift nach ihrem Arm, als bestünde die Gefahr, dass sie gleich zusammenbricht.

„Ich bedauere, Ihnen mitteilen zu müssen ...“, setzt Dr. Shiva behutsam an.

Latifas Lippen beginnen zu beben, während die Ärztin weiterspricht.

„... es gibt sonst keine Überlebende, die der Beschreibung Ihrer Tochter entspricht.“

Latifa sackt ohnmächtig zusammen. Vater und Sohn schaffen es gerade noch zu verhindern, dass sie zu Boden fällt.

Rashid schluchzt laut auf, nicht mehr in der Lage, seine Trauer zu unterdrücken. Tamer steht mit bebendem Körper da und versucht, seine Mutter aufrecht zu halten, ohne dabei selbst die Fassung zu verlieren.

Beide Männer stützen Latifa fest in ihrer Mitte, die langsam wieder zu sich kommt. Dr. Shiva senkt den Blick, offensichtlich unfähig, die passenden Worte zu finden, um die Situation zu mildern. Wie eine zusammengeschmolzene Statue, die kurz davor ist zu zerfallen, stehen die Al-Baris da.

Tamer schaut, mit den Schreien seiner Mutter im Ohr, auf den kahlen Boden vor sich. Langsam realisiert er die Aussage der Ärztin, und schließlich versteht auch er, dass es wohl keine Hoffnung mehr für seine Schwester gibt.

Sie ist tot, geht es ihm durch den Kopf, *Cherin ist tot*.

Drei Worte, die sich wie eine Dauerschleife wiederholen, bis die hilflosen Schreie Latifas zu einem fernen Hall übergehen und alles vor seinen Augen schwarz wird.



Seine Schritte hallen im Flur wider. Er eilt den Korridor entlang, vorbei an der arabischen Familie. Seine Kappe hat er tief in das Gesicht gezogen, sodass man seine Augen nicht sieht.

Als sein Weg den des Polizisten kreuzt, berühren sich die Schultern der beiden Männer versehentlich, doch ihre Blicke schweifen aneinander vorbei.

Noch vor einer Stunde saß Franco voller Adrenalin in seinem Wagen, konnte kaum abwarten, bis sein Plan endlich in die Tat umgesetzt wurde. Nun verflucht er sich dafür, in völligem Seelenfrieden dagesessen und tatenlos zugehört zu haben. Wie verrückt war es, IHR diese Aufgabe zu übergeben? Er hätte es besser wissen müssen. Nur er selbst hätte es tun können. Jetzt steckt er tief in der Scheiße und hat überhaupt keine Ahnung, wie er wieder rauskommen soll.

Vor einer Krankenschwester, die ihm zufällig entgegenkommt, bleibt er schließlich stehen und packt sie zu ihrer Überraschung am Arm.

„Ich suche meine Frau“, sagt er energisch, ohne den Kopf zu heben. „Sie war bei dem Anschlag vor Ort.“

Die Krankenschwester schaut ihn mitleidig an.

„Sie ist groß, schlank, hat langes braunes Haar ...“

Doch bevor er seine Beschreibung fortführen kann, fällt sie ihm ins Wort: „Bitte erkundigen Sie sich an der Rezeption nach der Patientin. Ich kann Ihnen leider keine Auskunft geben.“

Franco lässt resigniert ihren Arm los, woraufhin die Krankenschwester davoneilt.

Weil er nicht weiß, was er tun soll, blickt er auf die kahle Wand vor sich. Er kann nicht zur Rezeption, um sich über ihre Verfassung zu erkundigen. Sie werden ihm sonst Fragen stellen. Womöglich werden sie ihren Namen wissen wollen und sich sein Gesicht einprägen. Er darf hier nicht auffallen. Schon allein die Tatsache, dass er sich in diesem Krankenhaus aufhält, ist nicht nur töricht, sondern auch gefährlich. Er riskiert viel. Aber ihm bleibt keine andere Wahl. Er muss sich vergewissern, dass es ihr gut geht. Einen anderen Gedanken lässt er gar nicht zu.

Jedes Mal, wenn ihm das Bild wieder vor Augen kommt, wie ihr zierlicher Körper durch die Luft geschleudert wird, um gleich darauf wie ein Sack Mehl auf den Asphalt zu knallen, beißt er die Zähne zusammen, ballt die Hände zu Fäusten und sagt sich im Geiste: „Nein!“

Jetzt ist nicht die Zeit für Gefühlsausbrüche. Er muss fokussiert bleiben, einen kühlen Kopf bewahren. Es hängt viel von ihm ab. Er darf seinen Emotionen nicht nachgeben. Bestimmt ist alles okay. Sie war viel zu weit weg von der Bombe, um schwerwiegende Verletzungen abzubekommen.

Es kann ihr nichts passiert sein, wiederholt er innerlich wie ein Mantra. Er muss lediglich herausfinden, in welchem Zimmer sie liegt, und sich überlegen, wie er sie da rauskriegen kann, ohne dass es jemandem auffällt. Sie darf nicht hierbleiben. Er wird schon einen Arzt für sie finden, der sich ihrer Verletzungen annimmt. Vermutlich hat sie sowieso nur leichte Prellungen abbekommen.

Schnellen Schrittes irrt er wahllos durch alle möglichen Gänge des Krankenhauses und versucht, einen Blick in die Krankenzimmer zu erhaschen, die offenstehen. Lauscht den Gesprächen der ihn Umgebenden, um eventuelle Hinweise zu hören.

An der Intensivstation bleibt er schließlich ungewollt stehen, da die Doppeltür abrupt vor ihm aufspringt und ein Krankenbett von einem Pfleger herausgeschoben wird, auf dem die Silhouette einer Frau zum Vorschein kommt.

Wie der Rest des Körpers ist ihr Gesicht mit einem Tuch verdeckt, doch unter dem weißen Schleier ragen lange, dunkle Haare hervor.

Franco's Blick verharrt auf ihr, und er folgt mit den Augen dem Krankenbett, als es in Richtung der Aufzüge gerollt wird.

Er begreift nicht genau, warum er es tut, vielleicht ist es eine Art Intuition, doch er folgt dem Pfleger.

Noch bevor sich die Aufzugtüren öffnen, reißt er – ohne weiter zu überlegen – das Tuch von dem Kopf der Leiche herunter.

„Was machen Sie da?“ Der Pfleger geht verärgert dazwischen.

Franco hört ihm aber gar nicht zu. Er ist beim Anblick der Toten erstarrt. Ihr Gesicht ist völlig entstellt. Es ist von Splintern übersät, trägt große Wunden und teilweise hängt die Haut herunter, so dass die Frau nicht mehr identifizierbar ist.

Der Pfleger zieht Franco das Tuch aus der Hand und deckt den Leichnam wieder zu. Doch der kurze Augenblick reicht ihm aus, um ein kleines Detail zu erkennen. Ein Indiz, das ihre Identität sofort verrät.

Wie zu einem Gebet sind die verdreckten Hände der toten Frau über ihrer Brust aufeinandergelegt. In ihrer linken Hand kann er die Perlen erkennen, die sich um die schmutzigen Finger winden.

„Haben Sie ein bisschen Respekt!“, entgegnet ihm der Pfleger noch immer verärgert.

Franco starrt weiterhin auf die Frau, obwohl ihre hässliche Fratze unter dem Tuch verschwindet. Sein Körper ist wie gelähmt. So etwas Grässliches hat er nie zuvor in seinen achtundzwanzig Lebensjahren gesehen.

Das ist sie nicht, sagt er zu sich selbst. *Das ist sie nicht*. Doch so oft er denselben Satz auch wiederholt, kann er nicht verhindern, dass seine Augen feucht werden und seine Hände zu zittern beginnen.

Während der Pfleger den Wagen kopfschüttelnd in den Aufzug schiebt, bleibt Franco noch immer auf demselben Fleck wie angewurzelt stehen, unfähig auch nur einen Teil seines Körpers zu bewegen.

Das ist sie nicht, wiederholt er im Geiste erneut, bis die Worte ihre Glaubwürdigkeit ganz verlieren und er wieder zu Bewusstsein kommt.

Er muss hier verschwinden, solange es noch nicht zu spät ist.

Das ist sie nicht, redet er sich noch ein letztes Mal ein, um die Kraft zu finden weiterzugehen.

Als die Taubheit in seinen Beinen endlich verschwindet, schaltet er seine Gedanken ab und lässt seinen Körper gegen seine Willenskraft handeln. Der führt ihn, schwankend wie ein Betrunkener, in die Richtung zurück, aus der er gekommen ist.



Der ganze Vorplatz vor der Moschee ist ringsherum abgesperrt. Mehrere Polizeiwagen haben sich zu einem Halbkreis aufgestellt, um den Tatort zu sichern. Bis auf die uniformierten Männer und einige Schaulustige auf den gegenüberliegenden Straßen ist der Platz leer geräumt. Keine Spur mehr von der feierlichen Stimmung, die hier Stunden zuvor noch geherrscht hat. Nur stille Anzeichen des Albtraums, der sich kurz darauf ereignete, während die Vögel unbeschwert ihre Lieder weitersingen, ahnungslos, welche Gräueltat sich auf dem Boden unter ihnen abgespielt hat. Eine Tat, zu der nur ein Mensch in seiner Boshaftigkeit imstande ist.

Tamer Al-Bari bückt sich unter dem rot-weiß linierten Absperrband hindurch und schreitet vorsichtig an den Trümmerhaufen auf dem Asphalt vorbei. Er achtet darauf, nichts versehentlich zu berühren.

Zwei Mitarbeiter der Anti-Terroreinheit unterhalten sich in einiger Entfernung. Durch ihre schwarze Uniform und die grünen Westen unterscheiden sie sich auf den ersten Blick von Tamers Dienstkleidung.

Unter ihnen entdeckt er den roten Haarschopf von Max. Er öffnet den Mund, um etwas zu sagen, doch sein Kollege kommt ihm zuvor.

„Was machen Sie hier? Das ist nicht die Angelegenheit der Polizei.“

Max hebt beschwichtigend die Hand. „Schon gut, er gehört zu mir.“ Ohne weitere Erklärung geht er auf Tamer zu und drückt ihn fest an sich. „Mein tiefstes Beileid, Bruder!“

Tamer sagt nichts, lässt sich mit leerem Blick und herunterhängenden Armen wortlos von seinem langjährigen Freund trösten. Schließlich ist es Max, der sich aus der Umarmung löst.

„Ich weiß nicht, ob es eine gute Idee ist, dass du hergekommen bist.“

Doch Tamer reagiert nicht auf ihn, stattdessen geht er einfach weiter, während seine wachsamten Augen irgendetwas auf dem Boden suchen. Max schaut ihm mitfühlend nach.

Von den weißen Kreide-Silhouetten der Opfer umringt, die zur Rekonstruktion der Tat auf dem Boden nachgezeichnet wurden, bleibt Tamer inmitten des Vorplatzes stehen und blickt endlich zu seinem Freund auf, der seinen Blick erwidert.

„Welche hiervon ist sie?“

Max schaut ihn hilflos an.

„Welche hiervon ist meine Schwester?“ ruft Tamer jetzt so laut, dass alle anwesenden Mitarbeiter sich zu ihm umdrehen.

Keiner sagt etwas. Die Stille breitet sich weiter aus, bis sie unerträglich wird.

Niemand der Anwesenden kann sich vorstellen, was sich hier noch vor wenigen Stunden abgespielt hat. Nur die Geisterzeichnungen auf dem Boden, die zwischen den zerbrochenen, zerfetzten und zersplitterten Gegenständen wie auf einem Schlachtfeld verteilt liegen, erinnern daran, dass es nicht nur ein Albtraum gewesen sein kann.

Den Blick starr auf die Kreidefiguren gerichtet, schließt Tamer die Augen, um zu verdrängen, was nie wieder aus seinem Gedächtnis gelöscht werden kann.

Cherins Lächeln, als sie sich noch am Morgen von ihm verabschiedete, wird ausgetauscht mit ihrem leblosen Körper, den er jetzt in Gedanken vor seinen Füßen liegen sieht. Und Cherins Stimme, die ihm scherzhaft „Bruderherz“ zuruft, wird zu einem lauten Schrei der Verzweiflung.

Was seine kleine Schwester wohl in den Sekunden gefühlt hat, in denen ihr junges Leben ein Ende nahm?

„Welche hiervon ist sie?“, haucht er schließlich so leise, dass nur der sanfte Wind ihn versteht und seine Frage mit sich davonträgt.

Dorthin, wo es keine Antworten gibt.



Ein unbeschriebenes Blatt

Als sei das Unheil der vergangenen Woche schon längst vergessen, dringen die Sonnenstrahlen mit ihrer ganzen Wärme durch das halb offene Fenster in die Intensivstation. Sie kündigen den Beginn eines neuen Tages an, der wieder Hoffnung verspricht.

Dem Universum ist dieser Vorfall egal. Die Welt funktioniert wie gehabt. Sie kann sich schließlich nicht an jedem Leid lange aufhalten. Es gibt viel zu viele Kriege, Hungernde und Tote, denen man nachtrauern könnte. Das Leben muss weitergehen, mit all seinen Verlusten.

Agnesa liegt noch immer regungslos im Krankenbett, doch ihre natürliche Gesichtsfarbe ist zurückgekehrt und die Kratzer am Kinn und an den Wangen sind fast verheilt. Nur den Verband trägt sie weiterhin fest um den Kopf gewickelt. Die zuständige Krankenschwester wechselt einen der Schläuche an ihrem Arm.

„Sie liegt noch im Koma“, informiert sie Tamer, während sie den Schlauch zurück an die dafür vorgesehene Vorrichtung steckt. „Am besten hinterlassen Sie uns Ihre Telefonnummer und wir benachrichtigen Sie, wenn sie aufwacht. Dann müssen Sie nicht jedes Mal umsonst hierher kommen.“

Tamer nickt dankend.

Als die Krankenschwester mit einem Lächeln hinausgeht, nähert er sich der Patientin. Vor ihrem Bett bleibt er stehen und betrachtet sie eine Weile.

Wie das schlafende Dornröschen liegt sie friedlich da, als warte sie nur darauf, endlich wachgeküsst zu werden.

Tamer kann sich nicht daran erinnern, jemals zuvor eine solche Schönheit gesehen zu haben. Dabei ist es nicht die Symmetrie ihrer Gesichtszüge, die ihm als Schönheitskriterium erscheinen. Es ist das engelsgleiche Gesicht, das so viel Unschuld ausstrahlt und ihn ganz in seinen Bann zieht.

„Wer hat dir das angetan?“, flüstert er in die Stille des Zimmers hinein.

Er kann nicht erklären warum, aber er fühlt sich für diese Frau verantwortlich. Vielleicht liegt es daran, dass sie ihn aus sonderbarem Grund an seine Schwester erinnert. Vielleicht ist es auch einfach die Hilflosigkeit, in der sie sich befindet. Doch er möchte unbedingt wissen, wer diese Fremde ist, die ihm nicht mehr aus dem Kopf geht.



Die aufgebrachte Menschenmasse ist nur schwer zu kontrollieren. Zwar hat die Polizei an diesem Morgen verkündet, dass die Demonstration eskalieren könnte, weshalb auch viele Einsatzkräfte auf der Route der Demonstranten platziert wurden, dennoch ist Tamer erstaunt darüber, wie viele Menschen auf

die Straße getreten sind, um ihre Stimme gegen das Unrecht zu erheben, das seiner Schwester und so vielen anderen widerfahren ist. So viele Menschen aller Nationen sind hier vor der Moschee versammelt, um Gerechtigkeit zu fordern und um zu zeigen, dass in Deutschland kein Platz für Fremdenfeindlichkeit ist.

Es erfüllt ihn jedes Mal mit Stolz, in diesem Land zu leben, wenn er in die multikulturellen Gesichter seiner Mitbürger schaut. Es sind sogar Leute aus dem Umland hierhergekommen, um an der Demonstration teilzunehmen.

Als er seinen Blick durch die Menge schweifen lässt, entdeckt er sie. Ihr Gesicht erkennt er selbst aus großer Entfernung. Schließlich kennt er sie aus Kindheitstagen: Jenny, die beste Freundin seiner Schwester, die vor seinen Augen zu einer jungen Frau herangewachsen ist. Sie hält ein Plakat in die Höhe, auf dem nur vier Worte stehen:

Wir ALLE sind Deutschland!

„Bin gleich zurück“, stammelt Tamer zu seiner Kollegin und marschiert auf Jenny zu.

Sie winkt, als sie ihn entdeckt, und begrüßt ihn mit einer herzlichen Umarmung.

Das letzte Mal hat er sie auf Cherins Beerdigungsfeier gesehen. Da war die Trauer um den Verlust noch so frisch, dass sie kaum Worte miteinander austauschen konnten.

„Lass mich raten, du hast das Ganze hier mit organisiert?“

Sie nickt, während sich ihre Gesichtszüge plötzlich verhärten. „Viel mehr kann ich ja leider nicht tun.“

Er legt ihr eine Hand auf die Schulter. „Das ist mehr als genug.“

Sie blickt betrübt in die Ferne, vorbei an all den Menschen, die sie umgeben, als wäre niemand anderes da.

„Ich hätte nicht gedacht, dass so viele teilnehmen würden“, äußert er seine Gedanken laut.

Das Lächeln kehrt auf ihr Gesicht zurück. „Ich hatte keine Zweifel daran, dass es in dieser Stadt mehr vernünftige Menschen gibt als diese Nazis.“

Eine laute Stimme verkündet etwas durch ein Mikrofon und die Menschenmasse beginnt sich fortzubewegen. Sie wollen durch ganz Köln ziehen und ihre Botschaft weitertragen.

„Ich muss dann mal zu meinen Leuten“, verkündet Jenny.

Tamer drückt sie noch mal an sich. „Danke für deine Unterstützung.“

Es sind Menschen wie sie, die ihn daran glauben lassen, dass es keine Rolle spielt, welcher Religion man angehört, wenn die Menschlichkeit überwiegt.



Siebenunddreißig Tote, zweiundzwanzig Schwerverletzte, siebzehn Leichtverletzte und sechs Patienten, die äußerst glimpflich davongekommen sind.

Insgesamt hat das Ärzteteam des Sankt Barbara Krankenhauses mehr Leben retten können als erwartet. Dennoch ändern diese Fakten nichts daran, dass der Verlust jedes Einzelnen seine Spur hinterlassen hat, wenngleich dieser Beruf auch damit einhergeht, Tote in Kauf zu nehmen. Umso wohlthuender ist es zu sehen, dass bei einigen die Hilfe nicht zu spät gekommen ist.

In ihren grünen OP-Kittel gekleidet, nimmt Dr. Shiva das Beatmungsgerät zur Hand und drückt es auf Agnesas Mund. Sie liegt immer noch bewusstlos vor ihr, den grellen Lichtern des OP-Saals ausgeliefert. Die Ärztin hebt den Arm der Patientin und desinfiziert die Innenseite des Handgelenks mit einem Tuch. Anschließend überreicht ihr der Assistenzarzt

eine Spritze, die sie mit einer klaren Flüssigkeit füllt und vorsichtig mit der spitzen Nadel in Agnesas Haut steckt.

Nach wenigen Sekunden bewegen sich ihre Lider.

Langsam öffnet sie die Augen und schaut um sich, ohne den Kopf zu drehen.

Dr. Shiva hat sich über sie gebeugt und spricht mit sanfter Stimme: „Hallo! Wenn Sie mich verstehen, dann nicken Sie bitte.“

Agnesa starrt sie kurz an, bewegt dann leicht ihren Kopf, was wie ein Nicken aussieht. Zu mehr hat sie offensichtlich nicht die Kraft.

„Sie haben sich vor zwei Wochen eine schwere Kopfverletzung zugezogen. Wir mussten Sie in ein künstliches Koma versetzen, damit sich Ihr Körper erholen konnte.“

Agnesa stöhnt leise, dann plötzlich zuckt sie vor einem unerwarteten Schmerz zusammen.

Die Ärztin gibt ihrem Assistenten sofort die Anweisung, ihr ein intravenöses Schmerzmittel zu reichen, woraufhin dieser hastig eine Schublade mit verschiedenen Medikamenten aufzieht.

„Die Kopfschmerzen werden leider etwas andauern, aber ich gebe Ihnen ein Analgetikum.“

Der junge Assistenzarzt überreicht Dr. Shiva eine aufgezogene Spritze. Sie greift nach Agnesas Hand und drückt sie fest. „Keine Sorge! Sie werden sich bald wieder besser fühlen.“

Agnesa scheint nicht zu merken, wie die Nadel in ihre schon blau verfärbte Haut eindringt, denn ihr fallen bereits wieder die Lider zu.

Dr. Shiva hat genug Komapatienten gesehen, um zu wissen, wie vorsichtig sie mit ihnen umzugehen hat. In diesem benebelten Zustand gibt es keinen Platz für all die Gedanken, die bald schon auf ihre Patientin einbrechen werden.



Wo bin ich? Erschrocken reißt Agnesa die Augen auf. Das fahle Nachtlicht gibt jedoch nicht viel von ihrer Umgebung preis. Dieser Ort ist ihr fremd, so viel steht fest. Was sie hier tut, ist aber unklar.

Was ist das denn für ein Schlauch, der an ihrem Arm befestigt ist? Es dauert einige Augenblicke, bis sie wahrnimmt, wo sie sich befindet. Ist das hier ein Krankenzimmer?

Behutsam schiebt sie ihre Decke zur Seite. Jede Bewegung schmerzt und erfordert viel Kraft von ihr. Aber sie kann nicht einfach hier liegenbleiben.

Mit wackeligen Beinen steht sie barfuß auf, zieht den Schlauch aus ihrem Arm, greift nach der Gehhilfe neben ihrem Bett und bewegt sich damit ganz langsam nach vorn. Jeder Tritt fühlt sich an, als würde sie auf Nägeln gehen. Ihr ist etwas schwindelig. Sie greift die Gehhilfe noch fester, um nicht umzukippen.

Nur noch ein paar Schritte, dann ist sie am Badezimmer angekommen.

Als sie am Wandspiegel des Waschbeckens vorbeigeht, bleibt ihr Blick stehen und sie erkennt ihren erbärmlichen Zustand. Mit zusammengekniffenen Augen tritt sie näher heran und betrachtet ihr Spiegelbild voller Argwohn. Der gepunktete Patienten Kittel, den sie auf ihrer nackten Haut trägt, hängt wie ein Beutel an einem Kleiderhaken.

Sie kneift die Augen weiter zu, während sie die Gestalt im Spiegel intensiv mustert. Schließlich beginnt ihr Herz schneller zu pochen, ihr Atem wird brüchig und völlig unerwartet überkommt sie ein Gefühl der Panik. Den Grund, warum sie überhaupt aufgestanden ist, hat sie längst vergessen.

Sie reißt mit all der Kraft, die sie aufbringen kann, die Badezimmertür auf und humpelt hinaus. Raus aus ihrem Zimmer, den Flur entlang.

Die Gänge des Krankenhauses sind menschenleer. Es ist totenstill wie auf einem Friedhof.

Ihre Schritte werden im Rhythmus ihrer Atmung immer schneller. Ziellos irrt sie durch die Gänge, nimmt die Kälte des Vinylbodens unter ihren nackten Füßen wahr.

Die geisterhafte Stille im ganzen Haus lässt ihre Panik weiter ansteigen. Am liebsten würde sie laut aufschreien, um alle Schlafenden zu wecken, um sich zu vergewissern, dass sie Hilfe bekommt. Doch irgendetwas schnürt ihr den Hals zu.

Sie fühlt sich wie ein Schatten in einer Geisterstadt und hofft, dass es nur ein Albtraum ist, aus dem sie gleich wieder erwacht.

Wo soll sie lang? Sie hat keine Orientierung hier. Kurz lässt sie ihre Hände los, um sich die ungekämmten Haare aus dem Gesicht zu streichen, da rutscht ihr die Gehhilfe plötzlich weg. Sie versucht noch, danach zu greifen. Keucht, schwankt, ist kurz davor umzukippen, kann sich aber im letzten Augenblick noch an der Wand festhalten.

Hinter sich hört sie Schritte und schaut über die Schulter. In der Ferne erkennt sie jemanden ganz in Weiß gekleidet. Endlich eine lebende Gestalt. Oder bildet sie sich das nur ein?

„Ach, wie schön! Sie sind endlich aufgewacht.“

Agnesa richtet sich atemlos auf, während die Fremde ihr die weggerollte Gehhilfe zuschiebt. Sie muss eine Krankenschwester der Nachtschicht sein. Zumindest sieht sie so aus.

Verängstigt schaut sie die Unbekannte vor sich an. Wenn sie tatsächlich keine Einbildung ist, dann ist auch das Ganze hier kein Hirngespinnst, sondern schreckliche Realität.

Die Schwester schaut an ihr hinab und runzelt die Stirn. Agnesa folgt ihrem Blick. Jetzt erst registriert sie, dass sie keine Schuhe trägt.

„Alles okay bei Ihnen? Benötigen Sie irgendetwas?“

Agnesa schüttelt den Kopf.

„Soll ich Sie zurück in Ihr Zimmer begleiten?“

Agnesa schaut nach hinten in den leeren langen Gang. Aus welcher Tür ist sie hinausgekommen?

„Finden Sie Ihr Zimmer nicht mehr?“ Die Krankenschwester lächelt Agnesa an, während sie geduldig auf eine Antwort wartet. „Wenn Sie mir Ihren Namen sagen, schaue ich gerne nach, welche Zimmernummer Sie haben.“

Agnesa betrachtet die Schwester weiterhin wortlos. Mit dieser Frage ist sie völlig überfordert.

„Können Sie mich verstehen?“, fragt diese nach einer kurzen Pause. „Sprechen Sie Deutsch?“

Agnesa nickt zögerlich, weiß aber noch immer nicht, was sie ihr antworten soll.

Die Schwester stößt einen kleinen Seufzer aus. „Ich bräuchte schon Ihren Namen“, wiederholt sie, als noch immer keine Antwort erfolgt.

Unsicher tritt Agnesa von einem Bein aufs andere. Kaum hörbar beginnt sie zu flüstern: „Ich weiß nicht ...“

„Wie bitte?“ Die Krankenschwester hebt verständnislos die Brauen.

Agnesa kann selbst kaum glauben, was sie da im Begriff ist auszusprechen. Mit zittriger Stimme vervollständigt sie ihren Satz: „Ich weiß nicht mehr, wie ich heiße.“